

(Nachdruck verboten.)

56]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Rechljudow wäre am selben Abend noch abgefahren, aber er hatte Marietta versprochen, zu ihr ins Theater zu kommen, und obgleich er wußte, daß das nicht nötig sei, log er sich im Innern etwas vor und fuhr hin, da er sich durch sein gegebenes Wort für verpflichtet hielt. Außer dem Wunsch, Marietta noch einmal zu sehen, wollte er, wie er dachte, es zum letztenmal mit der Welt versuchen, die ihm früher so nahe gewesen war und ihm jetzt so fremd erschien.

„Werde ich diesen Reizen gegenüber standhalten?“ dachte er nicht ganz aufrichtig. „Ich will es zum letztenmal versuchen.“

Er zog seinen Frack an und kam zum zweiten Akt der ewigen „Kameliedame“, in der eine fremde Schauspielerin wieder einmal aufs neue zeigte, wie schwindstüchtige Frauen sterben.

Das Theater war voll; man wies Rechljudow sofort nach Mariettas Parterrelloge, mit Ehrerbietung vor der Person, die nach ihm gefragt hatte.

Im Korridor stand ein Lakai in Livree, der sich vor ihm wie vor einem Bekannten verbeugte und ihm die Thür öffnete.

Alle Logenreihen gegenüber mit den sitzenden und stehenden Gestalten, die Rücken in der Nähe, und die grauen, halb-grauen, halb und ganz kahlen, pomadisierten, frisurten Köpfe der Parterrebefucher — alle Zuschauer waren in den Anblick einer gepuderten, in Sammt und Spitzen gekleideten, mit gebrochener, unnatürlicher Stimme monologisierenden, mageren, knochigen Schauspielerin ganz versunken. Jemand juchzte, als die Thür aufging, und zwei Ströme kalter und warmer Luft ließen über Rechljudows Gesicht.

In der Loge war Marietta und eine unbekante Dame im roten Umhang und großer schwerer Feinsur, und zwei Herren: der General, Mariettas Gemahl, ein hübscher, großer Mann mit strengem, undurchdringlichem Gesicht, mit einer Adlernase und hoher, mit Watte und Stanzleimwand ausgestopfter Heldenbrust — und sodann ein blonder, kahlköpfiger Mann mit auskräftem Sinn zwischen zwei prächtigen Badenbarthälften. Marietta, grazios, zart, elegant, ausgedünnt, mit ihren festen, muskulösen Schultern, die sich schräge vom Hals abdachten und an deren Vereinigung mit dem Hals ein dunkles Muttermal schimmerte — sah sich sofort um, wies Rechljudow mit dem Fächer einen Stuhl hinter dem ihrigen an und lächelte ihm zur Begrüßung dankbar und wie ihm schien vielsagend zu. Ihr Gemahl schaute ruhig, wie er alles that, Rechljudow an und verneigte sich mit dem Kopf. Es war an ihm — an dem Blick, den er mit seiner Frau tauschte — sofort die gebietende Persönlichkeit, der Besitzer einer hübschen Frau zu erkennen.

Als der Monolog zu Ende war, erkrachte das Theater von Beifallsstößen. Marietta stand auf und trat, ihren rauschenden Seidenrock annehmend, in den Hintergrund der Loge und machte ihren Mann mit Rechljudow bekannt. Der General lächelte unablässig mit den Augen, sagte, daß es ihm ein großes Vergnügen sei und hüllte sich dann in undurchdringliches Schweigen.

„Ich hätte heute fahren müssen, aber ich hatte Ihnen einmal das Versprechen gegeben,“ wandte sich Rechljudow an Marietta.

„Wenn Sie mich nicht sehen wollen, so sehen Sie sich die wunderbare Schauspielerin an,“ sagte Marietta als Antwort auf den Sinn seiner Worte. „Nicht wahr, wie war sie hübsch in der letzten Scene!“ wandte sie sich an ihren Gemahl.

Der Gemahl nickte mit dem Kopfe.

„Das rührt mich nicht,“ sagte Rechljudow. „Ich habe heut so viel wirkliches Unglück gesehen, daß ich . . .“

„Ja, sehen Sie sich und erzählen.“

Der Gemahl hörte zu und lächelte immer ironischer mit den Augen.

„Ich war bei dem Mädchen, das freigelassen ist und das

man so lange festgehalten hat; das arme Wesen ist ganz und gar zu Grunde gerichtet.“

„Das ist das Mädchen, von dem ich Dir erzählt habe,“ sagte Marietta zu ihrem Gemahl.

„Ich war auch sehr froh, daß wir sie in Freiheit sehen konnten,“ sagte er ruhig, nickte mit dem Kopfe und lachte, wie es Rechljudow schien, schon ganz ironisch unter seinem Schnurrbart: „Ich gehe ein wenig rauchen.“

Rechljudow sah da und erwartete, daß Marietta ihm jetzt dasjenige sagen würde, was sie ihm zu sagen hätte; aber sie sagte ihm gar nichts und versuchte nicht einmal, ihm etwas zu sagen, sondern scherzte und sprach über das Stück, das nach ihrer Meinung Rechljudow besonders rühren mußte.

Rechljudow sah, daß sie gar nicht das Bedürfnis hatte, ihm etwas mitzuteilen, sondern nur dasjenige, sich ihm im ganzen Reiz ihrer Abendtoilette, mit ihren Schultern und dem Muttermal zu zeigen, und ihm wurde gleichzeitig angenehm und häßlich zu Mut.

Der Schleier des Reizes, der früher über all diesen Dingen gelegen hatte, war jetzt für Rechljudow, wenn nicht zurückgeschlagen, so doch so angebracht, daß er sah, was eigentlich unter dem Schleier war. Wenn er Marietta ansah, hatte er sein Wohlgefallen an ihr, wußte aber, daß sie eine — Dügnerin war, die mit einem Mann lebte, der um den Preis der Thränen und des Lebens von Hunderten und Aberhunderten von Menschen Karriere machte, und daß ihr das ganz gleichgültig war, und daß alles, was sie gestern gesagt, Unwahrheit war, und daß sie, — er wußte nicht, warum, und sie selbst wußte es auch nicht — ihn nötigen wollte, sich in sie zu verliehen. Und das war für ihn sowohl anziehend, wie abstoßend. Er schickte sich einige Mal an, fortzugehen, griff nach seinem Hut und blieb wieder stehen. Endlich aber, als ihr Mann mit Tabakrauch in seinem dichten Schnurrbart zurückkehrte und Rechljudow gönnerhaft-verächtlich ansah, gerade als erkenne er ihn nicht wieder, trat Rechljudow, ohne die Thür zufallen zu lassen, in den Korridor und ging, nachdem er seinen Ueberzieher gefunden, aus dem Theater hinaus.

Als er über den Newskij nach Hause zurückkehrte, bemerkte er ein hohes, sehr schön gebautes und auffallend gepudertes Frauenzimmer, das ruhig vor ihm auf dem breiten Asphaltplaster ging. In ihrem Gesicht und an ihrer ganzen Figur war das Bewußtsein ihrer abschüchlichen Macht bemerkbar. Alle Leute, die ihr begegneten und die sie überholten, sahen dieses Frauenzimmer an. Rechljudow ging schneller als sie und blickte ihr ebenfalls unwillkürlich ins Gesicht. Das wahrscheinlich geschminkte Gesicht war hübsch, und das Frauenzimmer lächelte Rechljudow an, wobei sie ihm mit den Augen zublinzelte. Und sonderbar, Rechljudow erinnerte sich sofort an Marietta, weil er dasselbe anziehende und abstoßende Gefühl empfand wie im Theater. Er überholte sie schnell, bog dann, ärgerlich über sich selbst, in die Morstaja ein und begann, auf dem Quai angelangt, zur Verwunderung eines Polizisten hier auf und ab zu gehen.

„Genau so hat auch die im Theater mir zugelächelt, als ich eintrat,“ dachte er, „und derselbe Sinn war in diesem wie in jenem Lächeln. Der Unterschied besteht nur darin, daß diese offen und einfach spricht: „willst Du mich haben, so nimm mich; wenn nicht, so geh' Deiner Wege!“ Die andre stellt sich so, als ob sie nicht daran denkt, sondern in irgend welchen hohen, exquisiten Gefühlen lebt, während es in Wirklichkeit doch ganz dasselbe ist. Die eine ist wenigstens aufrichtig, aber die andre lügt. Ja, noch mehr; die eine ist durch Not dazu getrieben, während die andre zu ihrem Amusement mit dieser bestrickenden, widerwärtigen, schrecklichen Leidenschaft spielt. Das Weib von der Straße gleicht stinkendem, stehendem Wasser, das denen angeboten wird, deren Durst größer ist als der Ekel; die andre im Theater gleicht dem Gift, das unmerkbar alles vergiftet, an das es gelangt.“ Rechljudow erinnerte sich seines Verhältnisses zur Frau des Adelsmarschalls, und beschämende Erinnerungen brachen über ihn herein. „Abscheulich ist das tierische Leben im Menschen,“ dachte er, „aber wenn es rein in die Erscheinung tritt, siehst du es von der Höhe des geistigen Lebens an und verachtest es; bist du gefallen, oder hast du stand gehalten — du

bleibst derselbe, der du warst; wenn aber diese herrliche Wesen sich unter einer scheinbar ästhetischen Schleier verbirgt und Verehrung verlangt, dann gehst du, in Vergötterung vor dem Tier, ganz in ihm auf und unterscheidest nicht mehr Gutes von Schlechtem. Das ist dann schrecklich."

Rechljudow begriff das alles jetzt ebenso deutlich, wie er die Paläste, die Schildwachen, die Festung, den Fluß, die Boote und die Börse sah.

Und wie in dieser Nacht keine beruhigende, Erholung spendende Dunkelheit auf der Erde lag, sondern ein undeutliches, unluftiges, unnatürliches Licht ohne Quelle sichtbar war, so herrschte auch in Rechljudows Seele keine Erholung spendende Dunkelheit und Unwissenheit mehr. Alles war klar. Es war klar, daß alles das, was als richtig und gut galt, nichtig oder häßlich war, und daß all dieser Glanz, all dieser Luxus alte, allen gewohnte, nicht nur unbesirafte, sondern gefeierte und mit all den Reizen, die die Menschen nur ersinnen konnten, ausgestattete Verbrechen bedeckte.

Rechljudow wünschte das zu vergessen, nicht zu sehen, aber er konnte es schon nicht mehr übersehen. Wenn er auch die Quelle jenes Lichts nicht sah, in dessen Schein sich ihm das alles geoffenbart, — ebensowenig wie er die Quelle des Lichts sah, das auf Petersburg lag, — und wenigleich ihm dieses Licht undeutlich, unfreundlich und unnatürlich erschien, konnte er doch nicht umhin, das zu sehen, was sich ihm in diesem Licht offenbarte, und ihm war gleichzeitig freudig und bange zu Mute.

Neunundzwanzigstes Kapitel

In Moskau angekommen, fuhr Rechljudow zu allererst in das Gefängnis-Krankenhaus, um der Maslowa die Tranenbotschaft mitzuteilen, daß der Senat den Urteilspruch des Gerichts bestätigt hätte und man sich auf die Abreise nach Sibirien vorbereiten müsse.

Auf das Bittgesuch an die allerhöchste Adresse, welches der Advokat ihm aufgesetzt und welches er jetzt der Maslowa zur Unterschrift ins Gefängnis brachte, setzte er wenig Hoffnung. Ja, so sonderbar das auch klingen mag, er wünschte jetzt gar keinen Erfolg mehr. Er hatte sich an den Gedanken der Reise nach Sibirien und des Lebens unter Zwangsarbeitern gewöhnt, und es wurde ihm schwer, sich vorzustellen, wie er sein und der Maslowa Leben einrichten sollte, wenn sie freigesprochen würde. Er dachte an die Worte des amerikanischen Schriftstellers Thoreau, der zur Zeit, als die Sklaverei in Amerika herrschte, den Ausdruck that: in einem Staat, der unschuldige Unterthanen einkertere, sei der richtige Ort für ehrliche Leute ebenfalls das Gefängnis. Rechljudow hegte, besonders nach seinem Besuch in Petersburg und all den Entdeckungen, die er dort gemacht, genau denselben Gedanken.

"Ja, der einzig passende Ort für einen rechtschaffenen Mann in Rußland ist gegenwärtig das Gefängnis," dachte er und fühlte, daß das auf ihn persönlich paßte, als er beim Gefängnis ankam und es betrat.

Der Portier im Krankenhaus erkannte Rechljudow wieder und teilte ihm sofort mit, daß die Maslowa nicht mehr bei ihnen wäre.

"Wo ist sie denn?"

"Wieder im Gefängnis."

"Warum ist sie denn wieder dahin gebracht?" fragte Rechljudow.

"Das ist nun einmal solch ein Volk, Euer Erlaucht," sagte der Portier mit verächtlichem Lächeln; "hat mit dem Feldscher Dummheiten getrieben. Da hat der Oberarzt sie weggeschickt."

Rechljudow hätte nie geglaubt, daß die Maslowa und ihr Innenleben ihn so nahe berührten. Diese Nachricht betäubte ihn einfach. Er hatte ein Gefühl, ähnlich dem, welches man bei der Nachricht von einem unerwarteten, großen Unglück empfindet. Ihm wurde sehr weh ums Herz. Das erste Gefühl, welches ihn bei dieser Nachricht überkam, war Scham. Vor allem kam er sich mit seiner freundigen Vorstellung von ihrem gleichsam veränderten Seelenzustande lächerlich vor. All diese Worte, wonach sie sein Opfer nicht annehmen wollte, und die Vorwürfe und Thränen — alles das war, dachte er, nur die Schlaueheit eines verdorbenen Weibes, das ihn, so gut es ging, auszunutzen wollte. Es schien ihm jetzt, als hätte er bei seinem letzten Besuche dieser Aufrichtigkeit an ihr wahrgenommen, die jetzt deutlich zu Tage trat. Alles das fuhr ihm in dem Augenblick durch den Kopf, wo er instinktiv den Hut aufsetzte und aus dem Krankenhaus hinaustrat.

"Was soll ich jetzt machen?" fragte er sich. "Bin ich mit ihr zusammengekettert? Bin ich nicht jetzt gerade durch diese ihre That frei geworden?"

Aber sobald er sich diese Frage vorlegte, begriff er sofort, daß, wenn er sich für frei hielte und sie verliesse, dadurch nicht sie, wie er es wollte, sondern er selbst bestraft würde, und ihm würde schrecklich zu Mute.

"Nein! Was vorgefallen ist, kann meinen Entschluß nicht ändern, sondern mich nur in ihm bestärken. Mag sie thun, was aus ihrem Seelenzustande hervorgeht — Dummheiten mit dem Feldscher treiben, ja Dummheiten mit dem Feldscher — das ist ihre Sache... Meine aber ist die, zu thun, was mein Gewissen von mir verlangt," sagte er sich. "Mein Gewissen verlangt aber, daß ich meine Freiheit zur Sühne für meine Vergehen opfere, und mein Entschluß, sie, wenn auch nur in einer Scheinehe, zu heiraten und ihr nachzuziehen, wohin sie auch gesandt wird — bleibt unveränderlich," sagte er sich in bösem Starrsinn. Dann wandte er sich nach seinem Austritt aus dem Krankenhaus mit entschlossenen Schritten zum großen Thorweg des Gefängnisses.

An den Thorweg herantretend hat er den jourhabenden Aufseher, dem Inspektor zu melden, daß er die Maslowa zu sehen wünschte. Der Aufseher kannte Rechljudow und teilte ihm als einem Bekannten die wichtige Gefängnisneuigkeit mit: der Kapitän sei entlassen und an seine Stelle ein anderer, strenger Vorgesetzter getreten.

"Ist jetzt verdammt strenge geworden," sagte der Aufseher. "Er ist jetzt hier, werde sofort melden."

Wirklich war der Inspektor im Gefängnis und kam bald zu Rechljudow heraus. Der neue Inspektor war ein hoher knochiger Mann mit vorstehenden Koteletts an den Backen, sehr langsam in seinen Bewegungen und finster.

(Fortsetzung folgt.)

Die Farbe unseres Flußkrebseles.*

Die lebenden Fluß- oder Edelkrebse tragen ein bescheidenes Kleid, sie sind im allgemeinen bekanntlich dunkel, bald bräunlich, bald häufiger grünlich-schwarz gefärbt, dabei fein marmoriert oder gestreift. Fast kein Individuum gleicht in der Färbung ganz genau dem andern. Die Vorderenden der die Gliedmaßen einschließenden Panzerstücke, namentlich die Spigen und Innenwände, sind oft braunrot. Die Unterseite ist immer etwas heller, bei den einen der in Deutschland lebenden Arten, Rassen oder Formen, beim Steinkrebs, ins Weißliche, bei den andern, dem Edelkrebs, ins Rötliche ziehend. Auch scheint die chemische und thermische Beschaffenheit der von den Krebsen bewohnten Gewässer, die Farbe des Untergrunds, auf dem sie fließen, die Art und der Grad ihrer Beschattung u. u. nicht ohne Einfluß auf die Färbung beider Formen zu sein. Schon vor mehr als zweihundert Jahren sagte der Genèver Professor der Medizin, Schenl, die Krebse hätten zwar von Haus aus eine gemeinsame Färbung, aber diese ändere sich nach dem Zustande des Bodens der Flüsse und Bäche, in denen sie haufen, wie bei den Forellen. Ja, auch bei ein und demselben Individuum soll im Leben die Färbung vorübergehend wechseln, wie es auch bei Forellen und andern Fischen, bei Fröschen und verschiedenen Tieren sonst noch der Fall ist. Nach den Untersuchungen des Franzosen Verdonnet, bis 1871 Professor der Zoologie in Straßburg, der sich jahrelang mit der Naturgeschichte der Flußkrebse beschäftigt hat, beruht die Färbung dieser Thiere auf der Gegenwart dreier Farbstoffe in der Schale: eines roten, eines blau-schwarzen und eines dunkelgrünen. Sie seien nicht körniger, sondern öligar Natur. Die einzelnen Panzerstücke eines Krebses sind, wie jeder Krebsesser aus Erfahrung weiß, immer von einer zarten Haut, die auf ihrer Oberseite überhaupt erst den Panzer durch Abscheidung eines Hornstoffes und gewisser Kalksalze bildet, ausgekleidet, die zugleich auch die Bildungsstätte jener verschiedenen Farbstoffe ist. Sie ist mit feinen, teilweise mit bloßem Auge noch wahrnehmbaren roten und blauen Punkten wie besäet, zwischen denen noch zarte, grüne, das Sonnenlicht schwach metallisch-reflektierende Flecken stehen. Diese verschiedenen Pigmente wird man, wie zu erwarten ist, sowohl in der Schale, wie in jener Schalenhaut nur bei lebenden oder frischgetödteten, nicht bei gelöchten Krebsen gewahr, denn die gelöchten sind bekanntlich, mit sehr seltenen Ausnahmen, lebhafter zimmerrot, die Edelkrebse, oder matter rot-gelb, die Steinkrebse, weld' letztere bisweilen auch in abgelöchten Zustände grau-gelb oder gestreift verbleiben. Diese Steinkrebse hießen vor zweihundert und etlichen Jahren am obern Laufe der Berra in Franlen „Goldkrebse", und vielleicht heißen sie dort noch so. Ein alter Breslauer Arzt, Sachs v. Levenheimb, sagt in seiner *Gammarologia curiosa* oder „Merkwürdige Krebsstände", einem aller-

* Aus der „Bölnischen Zeitung“.

dinge kuziosen, aber keineswegs uninteressanten Buch (von 1665), die Krebse, die eine festere, rauhere Schale hätten — und das sind eben die Steinkrebse — würden nach dem Kochen nicht so rot wie die glattschaligen. Der Engländer Jonsou war (1653) der Ansicht, das rühre daher, daß bei jenen infolge der Festigkeit die Schale weniger porös sei, und daß daher die „schweifigen Teile“ des Tieres nicht zur Oberfläche der Schale steigen könnten. Witt, Professor zu Riga und ein Zeitgenosse des Sachs v. Lewenhelm, giebt in einem Briefe an diesen der Meinung Ausdruck, daß die Verfärbung der Schale der Krebse beim Kochen wohl darauf beruhen könne, daß die feinsten, die Farbe enthaltenden Teilchen der Schale durch den Kochprozeß in Bewegung gerieten und sich anders gruppierten, wodurch die auffallenden Lichtstrahlen in anderer Weise als bei denen im Panzer lebenden gebrochen würden. Dumm war der Gedanke nicht, vielmehr für jene Zeit überraschend gescheit. Die Ursache der Verfärbung der Flußkrebse beim Gekochwerden ist aber einfach die, daß hierdurch die dunkeln Farbstoffe, die wie eine Uebermalung die roten verdecken, zerstört werden, worauf diese allein zur Geltung kommen.

Das geschieht aber nicht bloß durch das Kochen, das dunkle Pigment wird auch vernichtet, wenn man einen toten Krebs dem unmittelbaren Einfluß des Sonnenlichts aussetzt, oder einen lebenden in Weingeist tötet. Man bemerkt diese Eigenschaft, wie uns der alte Konrad Gessner zu erzählen weiß, im 16. Jahrhundert und später zu einem jener roten Herzog, an denen die sogenannte gute alte Zeit so reich war. Man begoß die lebenden Krebse mit Brautwein und zündete diesen an. Hierdurch wurden die dunkeln Farbstoffe der Schale zerstört, die Tiere wurden rot, ohne ihr Leben sofort einzubüßen. Die dergestalt künstlich entfarbten Krebse mischte man unter gekochte und setzte sie zusammen den Gästen vor, die nicht wenig erstaunt waren, wenn auf einmal etliche aus der roten Gesellschaft aufstiegen, auf der Tafel herumzukrabbeln. Es giebt auch lebende, von Haus aus und natürlicherweise rote Flußkrebse, deren zuerst ein alter schweizerischer Chronist, Wagner (1680), als in der Dämmer, einem Fließchen bei Olten im Kanton Solothurn vorkommend, gedenkt: „ganz rote Krebs, welche den gesottenen ganz gleich und neben denselben den Gästen aufgetragen werden, welches eine sonders Mariät und mit Gelächter und Lust zu sehen ist. Die Ursach dieser Nöt wollen etliche den roten Wurjeln der Wydenbäume, darunter sie ihren Wohnsitz haben, beimessen.“ In der Schweiz scheinen lebendige rote Krebse nicht so sehr selten zu sein, sie finden sich auch im Genfer See und in der Rhone, wo sie diesen verläßt. Hier sind durchschnittlich sogar 12 1/2 Proz. aller, die im Laufe eines Jahres gefangen werden, von dieser ungewöhnlichen Färbung. Sie scheint sich streng zu vererben, und schon die Jungen sind, kurz nachdem sie das Ei verlassen haben, zimoberrot. Erkrankten die lebhaft gefärbten Tiere, so bläht ihre Farbe zu hellrot ab. Die Pariser waren bei Gelegenheit der ersten innershalb der Mauern ihrer Stadt veranstalteten Weltausstellung im Jahre 1855 nicht wenig erstaunt, als sie in einem Gefäß ein Halbduzend roter lebender, von einem Schweizer angestellter Krebse herumschwimmen und herumkriechen sahen. Auch in mehreren Gewässern des oberen Rheinhals finden sich solche abnorm gefärbte Individuen und man sieht sie ziemlich häufig auf dem Markt zu Straßburg. Sie sollen durchschnittlich im gleichen Alter etwas kleiner sein als normalfarbige, sonst aber gesottenen, gewöhnlichen Krebsen vollkommen gleichen, nur daß ihre Beine und die Innenseite ihrer Schalen etwas heller sein sollen. Nach Veresboullet findet sich in diesen Fällen viel roter Farbstoff in der Schalenhaut, während der grüne nur sehr schwach vertreten ist und der blauschwarze vollkommen fehlt.

Man hat wohl solche roten Krebse als Albinos ansprechen wollen, was aber nicht richtig ist. Echte Albinos scheint es zwar zu geben, indessen recht selten. Hin und wieder finden sich auch blaue Flußkrebse, in Deutschland, am häufigsten, wie es scheint, im Elb, sowie laut Bericht des ausgezeichneten Entomologen Herbst in Frankreich in einem Fließchen Waunde, von dessen Vorhandensein ich mich aber in der mir zugänglichen Literatur nicht habe überzeugen können. Das Blau tritt in verschiedener Art und in verschiedenem Umfange bei Krebsen auf: manche haben nur einen mehr oder weniger deutlichen blauen Hauch über sich, und solche sind gar nicht selten, andre sind dunkelstahlblau, andre endlich ganz gleichmäßig himmel- oder kobaltblau, und diese Farbe nimmt an den Scheren an Stärke zu, wird aber auf der Innenseite und an den Füßen heller. Innen ist der Panzer mattrot, die Schalenhaut hingegen auf ihrer Oberseite gleichmäßig bläulich, während rotes Pigment zwar in ihr nicht fehlt, aber nur in ihren tieferen Schichten und in weitläufigerer Verteilung auftritt. In Australien und Tasmanien giebt es Süßwasser-Krebse, die normalerweise blau sind. Auch ist der Hummer, der nächste Verwandte der Flußkrebse, unmittelbar nach der Häutung lebhaft blau. Die blaue Farbe des Panzers eines Flußkrebches ist keine dauernde Eigenschaft desselben wie die rote, sondern nur eine vorübergehende: sie entsteht oder zeigt sich nach der Häutung und verschwindet nach und nach im Verlauf einiger Monate, um der gewöhnlichen Färbung Platz zu machen. Sie braucht nach der nächsten Häutung nicht wieder aufzutreten, und es ist durchaus nicht notwendig, daß ein Krebs, der in dem einen Jahre blau ist, das auch im nächsten sei, und gesotten oder in Weingeist getötet, werden alle diese bevorzugten Blaujaden so rot wie jeder gemeineren Kameraden. Auf der großen Fischerei-Ausstellung von 1880 in Berlin war ein aus Masuren stammender Krebs zu sehen, der der Länge nach

in symmetrischer Verteilung halb gewöhnlich krebsgrau und halb stahlblau gefärbt war, also ähnlich wie in alter Zeit vielfach die Kleider der Stadttrabanten, und heutigen Tags noch, wenn auch in andern Farben, die der Waisenkinder in Amsterdam. — Vor dreißig Jahren gab es in einem Bache in der Nähe von Franzensbad das ganze Jahr über weiche, himmelblaue „Butterkrebse“; aber nur an einer Stelle, in einem toten Bacharm, in dem ein „wilder Säuerling“ plumperte.

— 8.

Kleines Feuilleton.

— Ueber Peking und seine Umgebung schreibt Prof. Dr. v. Nitschhofen im 2. Bande seines Werkes über China (Berlin, Dietrich Reimer): „Gewaltige Umfassungsmauern schließen in einer Gesamtlänge von 24 Kilometern den ältern Teil, die Mandschu-Stadt, in Form eines von Ost nach West ausgedehnten, breiten und nicht ganz vollkommenen Rechtecks ein. An der Südseite schließt sich die später gebaute Chinesenstadt an, ebenfalls oblong. Wie die meisten Städte von China, gewährt auch Peking den Eindruck des Unermittelten und Unmotivierten durch die jeder normalen Entwicklung fremde Willkür, mit welcher der landschaftliche Wechsel der Gegend unharmonisch durch mathematisch abgezielte Linien unterbrochen wird. Fährt man nicht nach einem der wenigen Thore, vor denen eine schmale Vorstadt sich ausbreitet, so währt der arme, ländliche Charakter bis zur Mauer selbst, die unermittelst aus dem Boden aufsteigt. Kein Standpunkt ist geeigneter zur Umschau über die gigantische Stadt als die Krone dieser Umfassungsmauer, seit Jahren der Lieblings-Spazierweg der in Peking wohnenden Europäer. Stellen wir uns auf denjenigen Teil der Umwallung, welcher die beiden Städte trennt, so blicken wir hinab in das Gewimmel der Straßen und in ein doppeltes Meer von Häusern. Letztere werden von den Bäumen der zahllosen Gärten überragt, die sich in der Ferne zu einem dichten Wald zu vereinigen scheinen. Hoch darüber erheben sich in der Mandschu-Stadt die barocken, mit gelbglasierten Ziegeln gedeckten Schornfeldächer der weitläufigen Banlichkeiten des kaiserlichen Palastes, die gelben und grünen Dächer der Tempel, die Moscheen der Mohammedaner, der Turm der katholischen Kathedrale und andre Bauwerke, während im Süden der in seinem Stile einzig dastehende Tempel der Sonne und Tempel der Erde den Blick fesseln. Man ahnt von unserm Aussichtspunkt nicht den Verfall im Innern, die Entvölkerung, welche sich in der Menschenleere ganzer Stadtteile und der Herrenlosigkeit mancher ehemaliger fürstlicher Residenzen kennzeichnet, die Unreinlichkeit der Straßen, deren früheres System gut gemauerter Abzugskanäle seinen Dienst nicht mehr versteht, noch auch die Anzahl der Bettler. . . Ein Kranz herrlich geformter Berge zieht sich in weitem Halbkreis von Westen über Norden nach Osten. Bis zu ihrem Fuß ist ebenes Land. Durch 10 Breitengrade dehnt sich die große Ebene mit ihren Verzweigungen aus und einzelne ihrer südlichen Nuchten reichen noch 1 1/2 Grad weiter. Im Norden verhältnismäßig schmal beginnend, erreicht sie ihre größte Breite im Süden, wo King-po an der Küste und Tschang-su am Yangtze 10 Längengrade von einander entfernt sind. Peking liegt daher an der Spitze eines nahezu gleichseitigen Dreiecks und sendet seine Strahlenzüge, von denen einer ein Wasserweg ist, in Radien nach der Wasis. Diese wird im wesentlichen von dem Unterlauf des Yangtze gebildet, während der Hwang-ho in halber Höhe des Dreiecks verläuft. Dadurch beherrscht Peking die Unterläufe der beiden Hauptströme nebst zwei ausgedehnteren Tributären des Yangtze. Unter den 18 Provinzen des Reichs sind neun im Besitz von Teilen der Ebene und bilden ein physikalisch zusammengehöriges Ganze, das von dem Scheitelpunkt aus beherrscht werden kann, während der Rest des Reichs in isolierte Teile gegliedert ist. Wir nennen diese die große Ebene umfassende Gruppe die innere, im Gegensatz zur äußeren Gruppe, welche sich wie eine Reihe von Kammern um einen großen Saal lagern, mit dem sie durch schmale Eingangsthüren verbunden sind. Die äußeren Provinzen sind von einander so geschieden, daß es nicht schwer ist, sie von der inneren Gruppe aus in Notmäßigkeit zu halten. Gefährlich für den Bestand des Reichs wurde bisher ein Zustand nur, wenn er in dem Gebiet der inneren Provinzen entstand oder in sie übergriff. Dann nahm er stets schnell bedeutende Dimensionen an und führte unter Umständen einen Wechsel der Dynastie herbei. Der wichtige Sitz der höchsten Macht wird daher an einem Punkte sein, welcher in der Großen Ebene gelegen und dadurch China dominierend, zugleich den Hauptzugang zu Centralasien und der Mandschurei beherrscht. Die Gebirgsbucht, in der Peking liegt, ist die einzige Gegend, welche diese Bedingungen vereinigt.“

Sitteravisches.

Anna Walenska. Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Herbert Eulenburg. Verlag von Cassenbach-Verlin. Preis 2 M. — Der Verfasser ließ vor längerer Zeit sein erstes Drama erscheinen, das er „Dogenklud“ nannte. Eigentlich war es gar kein Drama, sondern eine groß angelegte Ballade dichterischen Stils. Der lange unheilvolle Ton der Ballade war gut getroffen. Dann interessierte die Arbeit auch, weil der Dichter eigene Wege ging. Er sprach weder schleißlich noch einen andern Dialekt, sondern Deutsch. Er schielte nicht ängstlich nach der Alltagsprache, sondern riskierte eine Fülle von prächtigen Bildern, wie die Dichter das früher auch

gelhan haben. Von einer gewissen Feinlichkeit war einzig und allein die Absicht, die hinter dem Ganzen lag. Er folgte mit seiner Sprache nicht lediglich seinem Temperament; er verfolgte zugleich ein Programm. Er schuf nicht nur Bilder; er wollte Bilder schaffen.

Sein zweites Drama zeigt alle Vorzüge und alle Fehler des ersten. Einen Fortschritt vermag ich im Grunde nicht zu erkennen. Poetische Kraft steckt auch in diesem Buch, dazu eine unheimliche Frühreise, mit der dramatischen Gestaltung hapert es indessen bedenklich. Ein Dichter ist Eulenburg ohne Frage, es handelt sich nur darum, ob er entwicklungsfähig ist, so daß wir etwas von ihm erwarten dürfen. Ich hoffe es, ohne fest davon überzeugt zu sein. Die unheimliche Frühreise, die oben erwähnt wurde, macht mich bedenklich.

Das Motiv des Buchs zeugt — wie die Sprache — von einer gewissen Freude am Maßlosen. Anna Walewska ist die Tochter eines starken, aber zügellosen und gierigen polnischen Edelmanns. Die Liebe des Vaters schlägt ins Sinnliche um, so daß wir nur eben an der Blutschande vorüberstreifen. In Anna Walewska erwacht, wie sie halb schon ihren Trieben verfallen ist, der Ekel. Sie nimmt Gift, um sich und den Vater zu retten.

Der polnische Edelfhof ist mit düstern, aber prachtvollen Farben geschildert. In einzelnen Szenen verrät sich eine große dramatische Stimmungskraft und das Vermögen fastiger Charakteristik. Im allgemeinen fehlt die feste Haltung und Führung der Handlung. Die Gestalten erzhienen schließlich wie drohende Schatten und ganze Szenen zerfließen in Lyrik. Trotz alledem muß man die Dramen lesen, die dieser blutjunge Autor schreibt. Besonders die verschiedenen „freien“ Bühnen thäten gut, ihn im Auge zu halten. Vorläufig hat er der Dichtung noch nichts geschenkt. Er wird es aber vielleicht sehr bald thun. — E. S.

Geographisches.

— Die merkwürdigen Salzseen der Steppe von Omsk sind, obwohl die Grenze des europäischen Rußlands nicht fern ist, bis jetzt nur sehr wenig bekannt gewesen. In jüngster Zeit hat nun die russische Geographische Gesellschaft zusammen mit der Moskauer naturwissenschaftlichen Gesellschaft eine Erforschung dieser Seen durch eine besondere Kommission vornehmen lassen, über deren Ergebnisse die „Geographische Zeitschrift“ einen kurzen übersichtlichen Bericht bringt. Schon bei den Vorarbeiten zur westsibirischen Bahn in den Jahren 1889—91 war man in der Gegend von Omsk auf die Frage der Wasserzufuhr aufmerksam geworden. Die damaligen geologischen Untersuchungen sind jetzt in südlicher Richtung ausgedehnt worden und haben ergeben, daß eine ganze Zahl großer Seen mit stark salzhaltigem Wasser die Reste eines ehemals weitläufig ausgebreiteten Seebeckens bezeichnen. Die Steppe ist fast unbewohnt, nahezu baumlos, von schwachen, nur zur Zeit der Schneeschmelze reichlichen Wasserläufen durchzogen. Auf der Heimreise hatte die Kommission Gelegenheit, etwa zwei Meilen südlich von Omsk — ungefähr 55 Grad nördlicher Breite — am 14. Juni bei einer Luftwärme von 24 Grad auf eine Tiefe von 0,71 Meter dauernd gefrorenen Boden zu entdecken. Diese Wahrnehmung hat sich im weiteren Verlaufe der Expedition mehrfach bestätigt. Unter den Salzseen wurden die abflusslosen Seen Tekt, Kysyl-Sak, Selety-Denhis eingehend untersucht. Der letzte hat eine bedeutende Größe; seine Oberfläche überragt die des Genfer Sees fast um das Doppelte, doch beträgt seine größte Tiefe kaum 3 Meter (Genfer See 300 Meter). Eigenartig ist die Fauna des Sees. Die Ufer sind stark hügelig und lassen auf zahlreiche ehemalige Ausdehnungen der Arktiden schließen. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Kapok. In der Wochenchrift „Mutter Erde“ schreibt G. Barfod: Unter den Gespinnspflanzen, deren spinnbare Fasern aus den Samenhaaren gewonnen werden, gebührt den malvenartigen Gewächsen aus der Gattung Gossypium der Vorrang, weil sie die größte Quantität und beste Qualität an Baumwolle liefern. Für die Baumwolle-Gewinnung läme erst in zweiter Linie die den Gossypien nahestehende Gruppe der Bollbäume in Betracht. Auch diese sind tropische Pflanzen und vorzugsweise in Westindien und Südamerika heimisch. Im Gegensatz zu den Baumwollstäuden repräsentieren sie sich als dickstämmige, bis 30 Meter hoch werdende Bäume mit handförmig zerschnittener Blättern. Für die Textilindustrie kommen namentlich in Betracht: der echte Ceibaabbaum, der siebenblättrige Bollbaum und der Balsabbaum, vor allem aber der gemeine Bollbaum, deren spinnbare Fasern unter den verschiedensten Namen, z. B. als Bombazwolle, Ceibawolle, Painalimpa, Edredon végétale, Kapok usw. im Handel erscheinen.

Speziell als „Kapok“ bezeichnet man die Samenhaare des gemeinen Bollbaumes. Die Frucht hat im geschlossenen Zustand die Gestalt einer 17 Centimeter langen Gurke, springt bei der Reife der Länge nach mit fünf Klappen auf und giebt das weiche Samenhaarpoller frei, in welches der fünfzählige Samenträger mit den zahlreichen, reihenweise angeordneten, braunschwarzen Samentörnern von der Größe einer Erbse, gebettet ist. Die holofarbenfarbigen Klappen sind im Reifezustand von holziger Beschaffenheit.

Die Wolle ist außerordentlich weich und hat eine gelblich-weiße Färbung und ein schön glänzendes Aussehen. Ihre Festigkeit und Dauerhaftigkeit sind aber viel geringer als die der Baumwolle.

weßhalb sie seltener versponnen wird. Dagegen liefert das Kapok ein vorzügliches Bettierungs- und Polstermaterial und wird unter dem Namen: India- oder „Pflanzenbaumen“ dementsprechend verwendet; zur Möbelpolsterung als Ersatzmittel für das teure Mohrhaar, zum Stopfen von Bettdecken, Kissen u. dgl. als Ersatzmittel für echte Dammen.

Zwei andre Eigenschaften sind es, die dem Kapok mit der Zeit einen besondern Wert beilegen werden: seine Leichtigkeit und sein geringer Grad von Hygroscopismus. Zur Füllung der Rettungsgürtel, zur Herstellung von Schwimmwesten diente und dient bis jetzt immer noch fast ausschließlich der Stork, dessen spez. Gewicht 0,24 beträgt. Stork trägt also das Vierfache seines Gewichts; Reintierhaare vermögen dagegen das 16—20fache ihres Eigengewichts über Wasser zu halten. Weil es aber besonderer Maßregel bedarf, um die Reintierhaarsfüllung gegen das Faulwerden zu schützen, fand dieselbe nur gelegentlich Verwendung. Leichter als Reintierhaare ist das Sonnenblumenmark doch wird auch dies noch vom Kapok übertroffen, das das 36- bis 37fache seines eignen Gewichts zu tragen vermag. Aber noch aus einem andren Grund hat sich das Patentamt veranlaßt gesehen, auf das Kapok als Schwimmkörper ein Patent zu erteilen, nachdem nämlich die Untersuchungen in der physikalisch-technischen Reichsanstalt zu Berlin gezeigt haben, daß das Kapok ein Stoff ist, der schnell und sicher austrocknet. Nach völliger Immersion und zweifelhändigem Trocknen wiesen Reintierhaare noch einen relativen Feuchtigkeitsgehalt von 7,4, Sonnenblumenmark von 19,7 auf; jene waren nach 4 X 24 Stunden völlig trocken; dieses zeigte bei fünfstägiger Trocknungsdauer immer noch 2,9. Kapok dagegen war bereits nach 24 Stunden völlig angetrocknet, nachdem bei zweifelhändigem Trocknen ein relativer Wassergehalt von 0,9 nachgewiesen worden war. —

Technisches.

ie. Wie die großen Unterketten entstehen, schilderte ein Ingenieur Schonthal in einem Vortrage vor dem englischen Institut der Maschinen-Ingenieure. Derselbe werden nirgends so riesige Ketten verfertigt, wie in der englischen Marine zur Befestigung der Kriegsschiffe. Sie werden aus dem besten Abfallstein hergestellt, und erhalten eine Länge von über 18 Meter und bestehen aus 21 Ringen von je 91 Centimeter, also fast 1 Meter Länge. Das Eisen wird zunächst in quadratische Stücke gegossen und dann in ganzen Paketen in Siemensschen Gasöfen erhitzt, so daß es zu Barren verschweißt wird. Die Barre wird dann in Stücke geschnitten, deren Länge derjenigen der einzelnen Ringe entspricht, jedes dieser Stücke wiegt etwa drei Centner. Diese werden erhitzt und in einer besonderen hydraulischen Maschine gepreßt, die einen Druck von 4300 Centner ausübt. Eine solche Maschine vermag 40 Ringe täglich zu stanzen. Das Verschweißen der Ringe geschieht in einer andren hydraulischen Presse, die einen Druck von 4 Centner auf jeden Quadratcentimeter ausübt. Die letzte Arbeit wird dann mit der Hand vollendet. Eine solche Kette von 18 Meter Länge hat das anständige Gewicht von 91,4 Centner, also von rund 5 Centner pro Meter. Diese Ketten müssen bei der Belastungsprobe einen Zug von 2600 Centner aushalten, sie vermögen aber einen solchen von 12 800 Centner zu ertragen, ehe sie zerreißen. —

Humoristisches.

— Außen des Sports. „Wir Frauen denken immer viel idealer: Papa meinte, ich soll Tennis lernen, weil es die Verdummung fördert; Mama hingegen war dafür, weil sich beim Tennis leichter Herz zum Herzen findet.“

— Verwendung. Bauer zu seiner Frau: „Der Stall ist fenst! In den thean mar loa Vieh mehr eina, iunst werd's uns hin. Da mach mar a Wohnung drans für a Sommerfröoler.“ — („Simpl.“)

— Am Stammtisch. A.: „... Also erzählen Sie — wie war's in der spiritistischen Sitzung?“ B.: „Ne! Ichauerliche Gesichts! Als die Lampen abgedreht waren, hörte man klagende und jügende Töne; plötzlich flog eine Pappzeige über unsren Köpfen durch die Luft, dann ein Flügelhorn, ein Notenpult, ein Leuchter, und zum Schluß ein Stiefelzieher!“

A.: „Donnerwetter, jetzt leb' ich schon so lange mit meiner Aiten und hab' nicht gewußt, daß sie Spiritistin ist!“ —

Notizen.

— Adolf Gröble, Heldentenor des Kölner Stadttheaters, ist für die nächsten Festspiele in Bayreuth verpflichtet worden. —

— Menzel hat in der Pariser Weltausstellung die große Ehrenmedaille erhalten. —

t. Eine Expedition, an der sich sieben Geologen beteiligen, wird im August die versteinigerten Wälder von Arizona und den Colorado-Cannon untersuchen. —

— Anthracitlager sollen von französischen Ingenieuren in Piemont und Ligurien entdeckt worden sein. Italien hatte bisher nur auf der Insel Elba Kohlenlager. —

— Erdbeerranken geben, nach dem „Praktischen Wegweiser“, ein ausgezeichnetes, gutes Material zum Anbinden zarter Pflanzen, wenn man sie im weissen Zustande verwendet. —